Zeitschrift: Jahrbuch Oberaargau : Menschen, Orte, Geschichten im Berner Mitteland

Herausgeber: Jahrbuch Oberaargau

Band: 32 (1989)

Artikel: Die Jugendzeit von Friedrich Hug (1854-1934) : Gründer der Schuhfabrik Hug

Autor: Troesch, Ernst

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1071729

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

DIE JUGENDZEIT VON FRIEDRICH HUG (1854–1934)

Gründer der Schuhfabrik Hug

ERNST TROESCH

Friedrich Hug war ein Thunstetter. Er ist in seinem Heimatort aufgewachsen und hat dort und in Bützberg die Schule besucht. Es war für mich reizvoll, die Jugendzeit meines Mitbürgers nach dessen autobiographischen Notizen nachzuzeichnen. Es galt aber auch, das Umfeld auszuleuchten: die damaligen Wohnverhältnisse, die Hausindustrie der ‹Decheler›, die Armennot, das Alkoholelend, den lokalen Ärger mit der Eisenbahn und nicht zuletzt die harten Anforderungen einer Berufslehre.

Unter demselben Dach

Um die Mitte des letzten Jahrhunderts wohnten die Grosseltern von Friedrich Hug, sowohl väterlicher- wie mütterlicherseits, unter demselben Dach eines durch die First längsgeteilten Doppelhauses auf dem ‹Hof› in Thunstetten. Den untern Teil, den gegen Bützberg zu, hatte der Strohdeckenmacher Johannes Hug mit seiner Familie gemietet. Sie hatten nie ein eigenes Heim oder Haus besessen, waren immer z'Hus, konnten nirgends richtig Wurzeln fassen, Zugvögel lebenslang. Der obere Teil des Doppelhauses, der gegen Thunstetten zu, gehörte der Familie des Ulrich Burri. Zur Wohnung gab es etwas Garten, eine Hofstatt und einige Furchen Ackerland, zuwenig zum Leben, zuviel zum Sterben. Das Haus steht heute noch, sauber gepflegt, ein Schmuckkästchen an der ‹Berggasse›, am Weg von Bützberg zur Kirche hinauf.

Vom Grossvater

Der Grossvater, Johannes Hug, war verheiratet mit Magdalena, geborener Trösch. «Er ist ein grosser, gestrackter Mann gewesen, hatte mehr einem ausgedienten Söldner geglichen. Wir Grosskinder haben ihn gefürchtet. Wie

mir von meiner Mutter erzählt wurde, war er ein fideler Gesellschafter, Musiker und Sänger, bei seinen Trinkkumpanen im ‹Neuhüsli› in Thunstetten (der alten Wirtschaft) wohl bekannt. Der Branntwein lockte, und die Grossmutter hatte ein schweres Los zu tragen. Sie war die Hauptperson der Familie.»

Seltsam, dass später auch die Mutter von Friedrich Hug die Hauptperson ihrer Familie wurde. Ihr Sohn schenkt denn auch den angeheirateten Frauen und deren Familien breiten Raum in seinen Aufzeichnungen.

Die Grossmutter und ihre Familie

«Vom Grossvater hatten wir Grosskinder kein gutes Andenken. Aber die Grossmutter, geboren 1801, war eine sehr liebe und gute.» Der Vater dieser Magdalena Trösch, der Urgrossvater Friedrichs, war Lehrer im aargauischen Seengen und verdiente im Sommer sein Brot als Maler. Er hat «seinerzeit an dem Bauernhaus, welches zur Mühle Oberönz gehört, die Malerei gemacht, welche man, wenn auch nach so langer Zeit verblichen, noch jetzt sehen kann oben am Bogen».

Die Brüder der Grossmutter, Wilhelm und Johannes Trösch, waren die Grossonkel Friedrichs, wobei letzterer später sein Lehrmeister, Wegbereiter und Förderer wurde. Wilhelm war Polizeidiener der Gemeinde Thunstetten-Bützberg, als ihm ein Sturmwind den Rohbau seines Hauses wegriss. Da ihm das Geld zum Wiederaufbau fehlte, hat er den Bauplatz samt allem, was der Sturmwind noch übrig liess und brauchbar war, verkauft. Das Haus wurde dann von andern gebaut und steht heute an der Obergasse. «Es ist das erste Haus rechts am Strässchen von Langenthal her. Am Stützbalken rechts stehen die Buchstaben W T, Wilhelm Trösch, und die Jahrzahl 1836, auf dem Stützbalken links B M, die Anfangsbuchstaben des Zimmermeisters Born.»

«Johannes erlernte den Schuhmacherberuf. Dieser so liebe (Gross)Onkel war der Mann, dem ich mein Glück zum grössten Teil zu verdanken habe. Mit hochgeachteter Verehrung bleibt er mir im Andenken. Ich träume noch jetzt viel von ihm, und sind doch dreissig Jahre vergangen, seit er in der kühlen Erde ruht.»

Die Familie Burri

Die Grosseltern mütterlicherseits Friedrich Hugs waren Ulrich und Maria Burri, geborene Gugelmann. «Der Grossvater hatte den Zunamen ‹Dili›-Ueli, und die Grossmutter wurde ‹Dili›-Marei genannt. Sie wohnten auf dem ‹Hof› in Thunstetten und hatten zwei Söhne und drei Töchter.»

Über seinen Onkel Johannes und seine Tante Barbara Burri berichtet Friedrich Hug: «Der Onkel Johannes war Aufseher im Zuchthaus von Bern. Eines Tages war er mit einem Trupp von Sträflingen bei der Getreideernte auf der Allmend.

Da benahm sich einer der Gefangenen beim Ausbreiten der Ähren so ungeschickt, dass Johannes, dem diese Arbeit von Jugend auf vertraut war, sein Gewehr ablegte und selbst Zugriff: ‹So wird das gemacht!› Als er aber seine Waffe wieder überziehen wollte, war sie weg. Ein Gefangener hatte sich damit aus dem Staube gemacht, lief aber einer Gruppe von Polizeirekruten in die Hände, die in der Nähe exerzierten und ihn dann entwaffneten. Es war eine freudige Überraschung für Onkel Johannes, als einer dieser Rekruten sein Neffe, mein Bruder Gottfried war.»

«Tante Barbara, genannt ‹Dili›-Bäbeli, war sehr gläubig. Sie kannte die Bibel durch und durch, war auch Sonntagsschullehrerin und arbeitete viel für die Mission.» Sie besuchte Kranke, tröstete sie, betete mit ihnen und hielt an unzähligen Betten Nacht- und Sterbewachen.

Sie hat das Heimetli an der ‹Berggasse› nach dem Tode ihrer Eltern mit dem Bruder Jakob und nach dessen Ableben mit einem Pflegesohn besorgt. Dieser hiess Emil Sägesser, wurde aber im Dorf nach seiner Ziehmutter einfach ‹Dili›-Emil oder ‹Bäbeli›-Emil genannt. Er hat das halbe Haus später von Barbara geerbt, als «lachender Erbe», wie Friedrich Hug schreibt, und dann an eine Familie Iseli verkauft. Offenbar hat aber Emil nicht nur ‹Dili›-Bäbelis Gütlein geerbt, sondern auch dessen Frömmigkeit. Er wurde nämlich auch Sonntagsschullehrer.

Hier ein persönlicher Hinweis: Emil Sägesser, alias ‹Dili›-Emil, alias ‹Bäbeli›-Emil, zog später nach Bützberg, wo ich bei ihm die Sonntagsschule besuchte. Ich sehe ihn noch deutlich vor mir, wie er mit dem Liederbuch in der Hand ‹taktierte› und über den Rand seiner Nickelbrille hinaus uns Lausbuben im Auge behielt, wenn wir den Refrain unseres Lieblingsliedes in die Stube hinaus schmetterten: «Drum sag ich's noch einmal, Gott ist die Liebe, Gott ist die Liebe, er ‹lippt› auch ‹miiich›!»

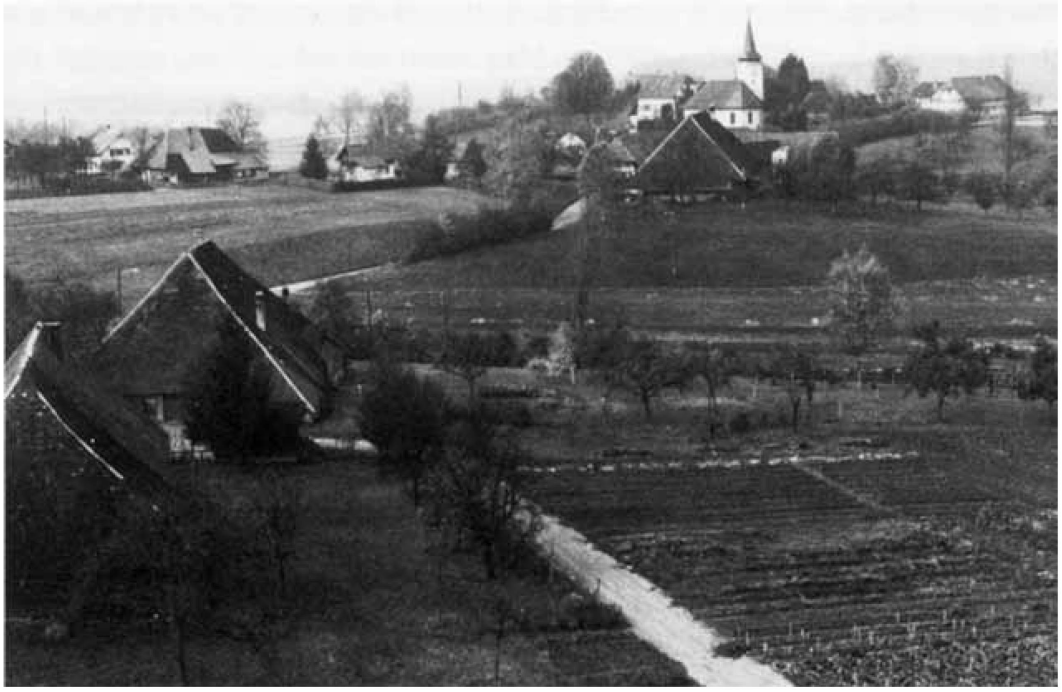
Von meinen Eltern

«Mein Vater war im Jahr 1824 geboren, meine Mutter (Elisabeth Burri) im Jahr 1822. (Sie) machten Bekanntschaft zu seiner Zeit, als die Familie Hug (mit der Familie Burri) im gleichen Haus auf dem ‹Hof› wohnten. Mutter war zwar während dieser Zeit auch Magd bei Bühler, Landwirt, in Heimenhausen. Wie lange, weiss ich nicht. Der Vater war nie fort gewesen, immer daheim geblieben, bis er geheiratet hatte. Etwa nach einem Jahr wohnten meine Eltern im ersten Hause auf dem ‹Hof›, links an der ‹Berggasse›, wenn man vom Schloss her kommt. In diesem Haus wurde ich geboren, dort, wo jetzt der Iseli, Sigrist, wohnt.» Friedrich hatte drei Brüder. Er selber wurde 1854 geboren, Jakob 1852, Gottfried 1857 und Gottlieb 1862. Von ihnen erfahren wir nur, wie im vorigen Abschnitt erwähnt, dass Gottfried Polizist wurde.

«Weil mein Vater nie bei fremden Leuten gedient oder bei einem Bauern gearbeitet hat, so betrieb er wie seine Eltern die Strohdeckenfabrikation, wobei ihm auch die Mutter tapfer geholfen hat. Der Vater konnte nicht schreiben, nur seinen Namen. Die Mutter konnte, im Verhältnis zu jener Zeit, was im kleinen Geschäft notwendig war, gut schreiben. Wie schon erwähnt, war in der väterlichen Familie das Schnapstrinken zur Gewohnheit geworden, der leider auch unser Vater zum Opfer gefallen war. Unserer lieben, guten Mutter haben wir Kinder es zu verdanken, dass das Schnapstrinken nicht noch weit schlimmere Folgen verursacht hat. Der liebe Gott möge ihr die feste Standhaftigkeit und Nüchternheit vergelten.» Die Mutter hat nie zum Schnapsgläslein gegriffen, kein Kummer und Herzeleid konnte sie dazu verleiten. Der Vater aber konnte nicht widerstehen, «so dass die Mutter der Familie vorstehen musste und auch die Kasse führte».

Zugvögel

Wie die Grosseltern hatten auch die Eltern von Friedrich Hug nie ein eigenes Haus und waren stets ‹z'Hus›. Von der Berggasse gings an die Kirchgasse, von da an die vordere und dann an die hintere Aenergasse – von Gasse zu Gasse und immer in Doppel- oder gar Dreifachhäuser – schliesslich ins ‹Welschland› nach Bützberg und wieder zurück auf den ‹Hof› in Thunstetten.



Thunstetten von Osten. Aufnahme: Hans Zaugg, Langenthal

Friedrich kann sich weit zurück an seine Kindheit erinnern: «Ich weiss noch, wie wir 1857 den Bruder Gottfried bekamen. Ich erinnere mich auch an seine Taufe. Der Born, Schuhmacher, war Götti. Als kleiner Bub war ich viel bei Born und habe ihm zugesehen beim Schuhmachern. Ich hatte schon damals Freude am Schustern, habe oft Lederabschnitte auf dem Mist zusammengelesen und wollte daraus Schuhe machen. Wer hätte dennzumal geahnt, dass ich Gründer einer Fabrik (würde)? Nicht ich selbst, der liebe Gott hat es getan, ich war nur das Werkzeug.»

Es hätte auch leicht anders kommen können. Die Familie Hug wohnte damals am Fusse des Kirchhügels an der Strasse nach Langenthal. Gegenüber gab es einen Feuerweier und daneben ein wackeliges Waschbrett. Friedrich lag bäuchlings auf demselben «und wollte einen Frosch zwicken mit einem Rüetli. Da kippte das Brett gegen den Weier, und ich lag im Wasser, auf dem Rücken, ganz hülflos. Die Frau des Ulrich Schneider, wo im gleichen Haus wie wir gewohnt, hatte mich wahrscheinlich schreien hören, ist schnell gekommen und hat mich aus dem Wasser gezogen, sonst wäre ich ertrunken.»

«Im Frühling 1862 zogen wir an die Aenergasse (zwischen Unter- und Obergasse). In diesem Haus des Truber Schuhmachers Wüthrich wohnten

wir nur zwei Jahre. Unsere Wohnung und die der Familie Wüthrich war nur durch eine dünne Wand getrennt. Man verstand jedes Wort, das auf der anderen Seite gesprochen wurde. So ist es nicht zu verwundern, wenn nicht lang Friede war und gekündet wurde. Wir zogen im Frühling 1862 ins Nachbarhaus; es war ein altes, längliches Haus mit Strohdach, die ‹Lymsagi› genannt. Das gehörte dem Niklaus Wüthrich, genannt ‹Michu Gläis›. In der ‹Lymsagi› waren drei Wohnungen, jede bestand nur aus einem Zimmer, einer Küche und einem Gaden. Unser Wohn- und Arbeitszimmer war das grösste. Mit dem Mieter links hatten wir die Küche gemeinsam. Wenn man ins Gaden wollte, so musste man von aussen im Schopf über ein Leiterli steigen, also nicht auf einer Treppe. Oder man ging auf den grossen Ofen und stieg durchs sogenannte Ofenloch ins Gaden, was im Winter bequemer war. Wir Buben haben da oben geschlafen.»

Es gab auch in der ‹Lymsagi› Schwierigkeiten mit den Nachbarn. Hugs Stube war in der Mitte, und die Wände links und rechts hatten Ohren. Da hiess es leise reden, am besten flüstern, denn jedes unbedachte Wort brachte Streit und Ärger ins Haus.

Flechten von Türvorlagen

Mit dem Aufkommen der Leinenwebereien verschwanden in unserer Gegend die Webstühle aus den Kellern. Neuen Verdienst brachte dann das Flechten von Türvorlagen. ‹Strohdeckenfabrikation› heisst das in den Aufzeichnungen von Friedrich Hug, dem späteren Fabrikherrn. Einfacher tönte es damals im Dorf, man sprach schlicht vom Dechelen.

Die Türvorlagen aus Stroh waren 70 auf 40 Zentimeter gross und wurden in regionaler Arbeitsteilung geflochten:

- Im Raume Melchnau (Steckholz, Busswil) entstand der Rahmen mit dem ‹Eintrag›, dem Quergeflecht, und wurde am Dienstagsmarkt in Langenthal für 18 bis 22 Rappen das Stück feilgeboten.
- Zu den Käufern zählten die ‹Decheler› aus dem Raume Thunstetten (Bützberg, Bleienbach), unter ihnen auch die Familie Hug. Diese haben dann das Längsgeflecht, die ‹Zetti›, eingeflochten und das Decheli zum Verkauf fertig gemacht.

Das Arbeitsmaterial bestand aus Roggenstroh, dreiteilig geflochten. Man benötigte 30 Klafter (54 m) davon für das Quer- und 40 Klafter (72 m) für

das Längsgeflecht. Der Melchnauer ‹Eintrag› und die eigenen Zutaten kosteten die Thunstetter Decheler 25 bis 27 Rappen, ihr Verkaufspreis betrug 40 Rappen.

«Es war ein sehr magerer Verdienst», schreibt Friedrich Hug. «Es musste einer schon ein flinker Arbeiter sein, wenn er per Tag, von morgens 6 bis abends 10 Uhr, zehn (Decheli) fix und fertig gemacht hat. Dann hatte er am Stück 13 Rappen verdient, an 10 Stück 1 Franken dreissig Rappen. Das war sein täglicher Arbeitslohn.»

Familienbetrieb – Verkostgeldete

Bei Hugs waren meist vier bis fünf Personen an der Arbeit, Vater, Mutter und schon früh auch die Buben. Meist waren auch Verkostgeldete dabei. Man flocht jede Woche 130 bis 150 Türvorlagen und lieferte sie an zwei Abnehmer in Zürich und Uster. Diese übernahmen Hugs Decheli abwechslungsweise zum Wiederverkauf. Friedrich Hug kommt in seinen Aufzeichnungen recht ausführlich auf die Not der damaligen ärmsten Dorfkinder zurück:

«Einmal verdingten wir einen Mann, der hatte ein hölzernes Bein; das war ob dem Knie abgenommen. Dort, wo der Stumpen auf das hölzerne Bein zu stehen kam, war es krank und wund. Diesem Mann sagte man Schnällköbu.» Er hiess aber gemäss dem Thunstetter Steigerungsprotokoll vom 2. Jenner 1864 Johann Ulrich Jenzer, Holzbein, und wurde damals dem Jakob Hug, Strohdeckenmacher, für 120 Franken – das war übrigens ein guter Preis – für ein Jahr zugeschlagen.

«Es war im Jahr 1865, als unsere Mutter an der Verdinggemeinde eine alte, krumme, zusammengeschrumpfte Frau übernommen hat. Diese war geistig gestört, konnte aber gleichwohl, wenn auch sehr langsam, an der Strohdeckenfabrikation mithelfen. Sie war eine geborene Trösch mit dem Übernamen ‹Möneli›. Wenn sie ihr Stück Znüni- oder Zvieribrot bekam, so hat sie, bevor sie davon ass, das Brot ringsum beschnüffelt.» Dann erhob sie die Schwurfinger der rechten Hand, begann mit geschlossenen Augen Unverständliches zu murmeln und zu zischeln und flehte schliesslich den Herrgott an, ihr die Diebe zu nennen, die ihr das Geld gestohlen hätten. Erst nach dieser Zeremonie hat ‹Möneli› ihr Brot gegessen, und das Tag für Tag.

Jedes Jahr, anfangs Januar, fand damals in Thunstetten der Verdingtag statt. Da wurden die Armen, die der Gemeinde aus irgend einem Grunde zur

Last gefallen waren, dem Mindestbietenden für ein Jahr an die Kost gegeben. Diesen wartete oft ein schweres Los. Bedauernswert waren vor allem die Kinder.

«Neben der Schule mussten sie mit der Milch in die Käserei, in Stall und Haushalt helfen, Kommissionen machen, im Herbst Vieh hüten oder Kartoffeln auflesen. Da hiess es immer: ‹Bueb! Wo isch der Bueb? Du Donnersbueb, chasch ächt nid cho? Bueb louf! Meitli spring!› Ich habe solche gekannt, die sogar auf den Bettel geschickt wurden und gleichzeitig den Karren mitnehmen mussten, um Mist aufzulesen.» Das erinnert an Gotthelf; man hatte ihn aber noch nicht überall verstanden.

Der Schnapsteufel

«Durch das schaudererregende Überhandnehmen des Branntweintrinkens ist eine ziemliche Verschlimmerung des sittlichen Zustandes in unserer Gemeinde eingetreten, daher auch die in jüngster Zeit wegen Verbrechen und Vergehen stattgefundenen vielen Verhaftungen diesem Übelstande zuzuschreiben sind.» (Ämterbericht 1862, Gemeinderats-Protokolle Thunstetten) Auch Friedrich Hug musste den Schnapsteufel kennenlernen. Das Trinken des Vaters wurde immer schlimmer. Da hiess es dann doppelt dreinliegen für Mutter und Buben, weil die bestellten Decheli geliefert werden mussten. Und doch gab es Zeiten, «wo wir manchmal acht bis vierzehn Tage kein Brot hatten», wie sich der Sohn erinnert.

Dann geschah der Unfall. «Es war im Sommer 1866, als unsere Eltern wie gewohnt am Dienstagmorgen nach Langenthal auf den Markt gingen, um Strohgeflecht einzukaufen. Etwa um zwei Uhr kamen Mutter und (mein Bruder) Jakob allein heim mit dem Karren und dem Geflecht. Sie sagten, der Vater sei im Wald dahinten zurückgeblieben, weil er stark betrunken sei. Wahrscheinlich sei er neben der Strasse im Wald abgelegen.

Um drei Uhr erhielten wir dann Bericht, wir sollten den Vater holen, er liege dort im Gras, im Dreiangel, und könne nicht mehr laufen. Dieser Dreiangel liegt unterhalb der Wirtschaft zum ‹Löwen› (in der Strassengabelung Obergasse/Kirchgasse).» Hugs wohnten damals in der schon erwähnten ‹Lymsagi›, etwa 120 Meter vom Dreiangel entfernt. «Nun fuhren wir mit dem Karren hinunter und luden den Vater auf. Zu unserem Schrecken mussten wir sehen, dass er ein Bein gebrochen hatte. Von da an ist es mit dem

Vater abwärts gegangen. Er konnte nicht mehr ausgehen und hat sein Gläsli oder Halbschöppli ‹Härdöpfler› schwer vermisst. Dann kam zum nie recht verheilten Beinbruch noch die galoppierende Schwindsucht. Nach einem Jahr, im Juli 1867, ist der Vater 43jährig gestorben. Er hat nichts hinterlassen als eine Mutter mit vier unerzogenen Knaben.»

Hausierer und Tschämeler

«Im Winter 68 auf 69 ging es schlecht mit den Strohdecken. Wir mussten einen Teil davon selber verhausieren. Für mich war das wider meinen Willen. Aber wenn Not Eisen bricht, wie das Sprichwort sagt, so musste ich halt an einem Winternachmittag auf die Socken. Mit einigen Stücken ging ich nach Herzogenbuchsee.» Der Marsch ins grosse Nachbardorf, dann dort von Haus zu Haus war anstrengend, und unser Hausierer wurde hungrig. «Ob ich etwas verkauft habe oder nicht, weiss ich nicht mehr. Doch entweder hatte ich kein Geld, also nichts verkauft, oder ich wollte vom wenigen Erlös nichts ausgeben. Drum klopfte ich auf dem Heimweg im alten ‹Buchsibad› an und habe um ein Stück Brot gebeten, was ich auch erhielt. So schritt ich dann glücklich durch den Buchsiwald heimwärts und konnte meinen Hunger stillen.

An der Fastnacht 1869 gingen wir, ich und Samuel Sägesser und Gottlieb Marti, nach Buchsi als Tschämeler (Fastnächtler, die von Haus zu Haus zogen und ihre Lieder sangen). Ich machte da einen besseren Abschluss als kurze Zeit vorher beim Strohdecken-Hausieren. Trotzdem in den meisten Häusern nur zwei Rappen oder ein Stück Brot gegeben wurde, so habe ich doch 92 Rappen zusammengebracht. (Tags darauf) machten wir, ich und Samuel, eine gleiche ‹Geschäftsreise› in Bützberg und Thunstetten. An Barschaft habe ich 1 Franken 30 eingenommen. Vom Tschämeligeld kaufte ich dann für Fr. 2.20 eine Mütze mit Schirm, wie man sie dennzumal gehabt. – Die beiden Tschämelikollegen waren auch meine Schul- und Unterweisungskollegen. Gottlieb ist längst gestorben, während Samuel noch guter Dinge ist, wenn er ein gutes Glas getrunken» (1927 geschrieben).

Dass Samuel Sägesser guter Dinge war, wenn er ein gutes Glas getrunken, kann ich bescheinigen, denn er war mein Grossonkel mütterlicherseits. Er hat im Viehhandel sein Geld gemacht und in Bützberg ein vornehmes Haus gebaut, die einzige ‹Villa› des Dorfes. Ich holte seiner Familie Abend

für Abend die Milch aus der Käserei und durfte neben dem Wochenlohn manches Stück Schokolade einstecken. Einmal haben wir sogar zusammen gesungen, oben im ersten Stock vor der Wohnungstüre, ein zittriger Bass und ein scheues Sopränchen. Das ‹Luegit vo Bärg und Tal› mag seltsam getönt haben das Treppenhaus hinunter, doch für mich sprang damals eine ganze Tafel Schokolade heraus.

Briefträger

Im Frühjahr 1868, die Witwe Hug wohnte damals mit ihren vier Buben im ‹Welschland› Bützberg, suchte der Oberlehrer und Posthalter Dennler die Familie an einem Sonntagmorgen auf. Er berichtete, «der Briefträger Joseph Rickli habe am Samstag die Postsachen nicht vertragen und fragte die Mutter, ob wir Buben die Sachen nicht sofort vertragen wollten. Er wolle mit dem ‹Briefseppli› nichts mehr zu tun haben. Mutter war einverstanden.

So haben wir dann, ich und mein Bruder Gottfried, die Briefe und Zeitungen in der Gemeinde Thunstetten-Bützberg den ganzen Sommer bis zum Anfang der Winterschule vertragen. Am Morgen musste ich um 6 Uhr auf der Post sein, den Postsack auf den Zug tragen und wieder einen Postsack zurücknehmen. Auf der Post hatte ich dann die Sachen in Empfang zu nehmen zum Vertragen, samt denselben vom Abend(zug) vorher. Jeden Abend um 9 Uhr musste ich den Sack auf den Zug tragen und einen zurücknehmen. Damals war die Station noch im Wächterhüsli beim untern Übergang (am untern Kirchweg, der heutigen Schlossstrasse). Per Monat erhielten wir 10 Franken, was auf einen von uns täglich bei 16 Rappen machte; soviel kostete damals ein halbes Pfund Brot.

Dabei musste einer ein guter Läufer sein, wenn er am Mittwoch und Samstag (das waren die Ausgabetage der Zeitungen) alles vertragen wollte. Die Gemeindegehöfte und Weiler sind sehr zerstreut.» Vom Batzwilhof ins Weissenried in Bützberg und von der Längmatt ins Moos in Thunstetten war tatsächlich ein weiter Weg.

Dazu kam der Ärger mit der Zentralbahn. Der Gemeinderat führte 1868 aus: «Die Bahn hält nach dem Fahrtenplan 5 Mal, und auch da haltet sie selten ganz, sondern fährt nur etwas langsamer, so dass die Personen, die (in Bützberg) ein- oder aussteigen wollen, die Bahn nur mit Lebensgefahr benutzen können.»

Die Züge Richtung Bern konnten nach einem Halt auf der Station oft nicht mehr anfahren, weil das Gelände leicht anstieg. So musste dann ein Rückwärtsmanöver eingeschaltet werden, um mit einem tüchtigen Anlauf über die kritische Strecke wegzukommen. In der oben zitierten Quelle des Gemeinderates lesen wir weiter: «Diejenigen Züge, welche Postsachen spedieren sollen, verführen solche sehr oft oder werfen sie einfach (vom Postwagen) auf den Boden hinaus, wodurch schon viele Postgegenstände zerbrochen sind. Der Briefträger aber muss die meiste Zeit den Zügen nachspringen und sehr oft das Leben riskieren.»

Die Station Bützberg wurde später in flacheres Gelände verlegt, die Zufahrtswege hatte die Gemeinde zu bezahlen; vor einigen Jahren wurde sie zu einer Haltestelle degradiert und vor kurzem gar aufgehoben.

Schulzeit

«In der Unterschule muss ich gut vorwärts gekommen sein. Ich erinnere mich, dass ich im dritten Schuljahr, wenn ich mit meinen Arbeiten fertig war, mit der untersten Klasse lernen musste oder nachsehen, ob sie auf den Schiefertafeln fehlerlos geschrieben. Später musste ich mehr daheim bleiben und mithelfen. Besonders in den letzten Schuljahren hatte ich dann Mühe, in meiner Klasse vorwärts zu kommen.» Die erste Schulreise der Thunstetter ABC-Schützen ging über Bützberg nach dem Graben, dann über Berken, Heimenhausen nach Herzogenbuchsee. Hier kehrten sie im ‹Rössli› ein und traten dann den Heimweg über das Forst nach Thunstetten an. Das war eine bemerkenswerte Marschleistung, die heute Erstklässlern kaum mehr zugemutet werden dürfte. Spätere Schulreisen, etwa die nach Solothurn oder Olten, durfte Friedrich nicht mitmachen, weil ihm Geld oder Kleider oder beides fehlte.

«Vor der Konfirmation (am Palmsonntag 1870) und dem Schulexamen führten wir, die Oberschule Bützberg, ein Theaterstück auf, die ‹Rosa von Tannenburg›.

Die Aufführung war in der Wirtschaft zum Kreuz. Die Einnahmen wurden für eine Schulreise bestimmt.» Da Friedrich mitgespielt hatte – er stellte einen Knappen dar, in einer «vom Hüsihans geliehenen Montur» –, durfte er diesmal auch mitfahren. Die Reise an den Vierwaldstättersee wurde für ihn zum unvergesslichen Erlebnis.

Firmengründer Fritz Hug, 20jährig

Berufswahl

Nach dem Schulaustritt half Friedrich, widerwillig zwar, zu Hause beim Dechelen. Während der Ernte verdingte er sich als Schnitter nach Winistorf und verdiente bei schönem Wetter 1 Franken im Tag, bei Regen die Hälfte. Dann kam die Zeit, wo er sich für einen Beruf entscheiden sollte. Die Strohdeckenfabrikation passte ihm nicht, weil der Verdienst zu gering war. Eher zugesagt hätte ihm der Wagnerberuf. Aber wo gab es eine Lehrstelle? Gerne wäre Friedrich zur Eisenbahn gegangen, in der Meinung, er könnte dann in einem Barrierenwärter-Häuschen wohnen.

Ans Holzschuhmachen durfte Friedrich nicht ernstlich denken. Wo sollte er das Geld hernehmen zur Eröffnung eines Geschäftes, wenn man acht bis neun Monate auf Lager schaffen musste und erst im Winter verkaufen konnte?

Im Frühling 1871 war man wieder einmal gezügelt, zurück auf den ‹Hof› nach Thunstetten, wo schon die Grosseltern gewohnt hatten. Da suchte die Zentralbahn Arbeiter als Gramper. «Das war Wasser auf meine Mühle. Ich meldete mich und wurde eingestellt mit 2 Franken Lohn im Tag. Ich hatte an einem Montagmorgen anzutreten und war der Erste auf dem Platz. Aber nach neun Tagen ging ich nicht mehr, die Arbeit war mir zu schwer. Dazu hatte

ich keinen guten Stern als Vorarbeiter. Dieser war ein grober Mensch und mehr betrunken als nüchtern. Der Mut zum Eisenbahndienst war mir vergangen. So war ich wieder daheim tätig und half zwischendurch dem Nachbarn Jenzer beim Neubau der Scheune. Ans Fortgehen dachte ich einstweilen gar nicht mehr. Nur: Der Mensch denkt, und Gott lenkt!»

Entscheid

«Ich habe in meinem Leben erfahren, dass Gott lenkt, auch wenn der Mensch nicht denkt. Es war an einem schönen Sonntag im Juni, da besuchte uns der Grossonkel Johannes Trösch von Bettenhausen. Er fuhr auf einem ganz neuen Wagen, einer Chaise, und einem schönen Pferd mit ganz neuem Geschirr auf den ‹Hof›. Mutter und ich waren überrascht, als dieses schöne Gefährt vor unserem Hause anhielt.» Nach der Begrüssung traten Johannes und die Mutter ein, während Friedrich draussen das Pferd an den Zaum nahm und ihm Fliegen und Bremsen verscheuchte. Doch bald schon verabschiedete sich der Besuch, und Mutter und Sohn waren wieder allein.

«Onkel Trösch berichtete der Mutter, er müsse einen Lehrbub anstellen und ob ich etwa Lust hätte, zu ihm zu kommen, das Holzschuhmachen zu lernen. Wenn ich mich gut halte, so dass er mit mir zufrieden sei, so könnte ich bei ihm bleiben und dann sein Nachfolger werden. Er würde mir seine Kunden abtreten und mich mit Geld unterstützen. Weil sein Sohn Hans gestorben sei und der jüngere Sohn Jakob kein Sitzleder habe in der Boutique, so nähme er gerne einen aus der Verwandtschaft, um ihn nachzuziehen in seinem Geschäft. Wir sollten die Sache nun beraten und ihm in den nächsten Tagen Bescheid geben.» Und ob Friedrich wollte! Schon nach wenigen Tagen marschierte er mit seiner Mutter nach Bettenhausen, um die Lehrbedingungen zu vernehmen: ein Jahr Lehrzeit ohne Lohn, doch mit Kost und Logis.

Aller Anfang ist schwer

«Am 20. Brachmonat 1871 bin ich dann als Lehrling eingetreten. Der Abschied von Thunstetten hat mich sehr ernsthaft gestimmt. Es war der Beginn eines neuen Lebensabschnittes. In der Werkstatt meines Lehrmeisters kam ich ans Schuhmacherbänkli. Es war noch ein anderer Lehrbub da, der Jakob

Wo die ersten HUG-Schuhe entstanden

Althaus. Dieser war schon am 2. Jänner eingetreten und war zwei Jahre älter als ich. Im Herbst kam noch ein Arbeiter, Johann Hügli.

‹Morgenstund hat Gold im Mund›, sagt man. Aber mir machte dieses Sprichwort Mühe. Am Morgen um fünf Uhr mussten wir an die Arbeit, um halb sieben Uhr Morgenessen, um neun Uhr bekamen wir Brot zur Genüge aufs Schusterbänklein und ein Gläschen Branntwein, um zwölf Uhr z'Mittag, um vier Uhr wieder Brot und ein Gläsli und um sieben Uhr dann das Nachtessen. Hernach musste ich noch die Werkstatt wischen, nur am Samstag ausgenommen. Dann war Feierabend und fast halb acht Uhr geworden. Das war die Arbeitszeit im Sommer, das heisst vom 1. April bis Ende September. Vom 1. Oktober an mussten wir von morgens sechs Uhr an bis halb elf Uhr abends an der Arbeit sein, mit Unterbruch in der Zeit zum Essen. Am frühen

Abend gab es eine Ruhepause beim ‹Zwischenlicht› von etwa 15 bis 20 Minuten, bevor man die Lampen anzündete. Nach Neujahr war die Arbeitszeit von morgens sechs Uhr bis abends zehn Uhr.»

Neben der Arbeit in der Werkstatt wurden Gesellen und Lehrbuben auf dem Gut des Sohnes ihres Meisters auch in der Landwirtschaft beschäftigt. Es hiess dann etwa: «So Buebe, am Morge wei mir i d'Matte go määje. Am drü isch Abmarsch. I chume de cho dopple.» So half man heuen, ernten, dreschen und im Winter sogar holzen. Für Friedrich waren das geschätzte Abwechslungen, hatte er doch schon als Bub gerne bei Bauern geholfen. Besonderes Vergnügen bereitete den Burschen das Mähen am Sonntagmorgen. Wenn das Fuder geladen, trieben sie die Pferde zu rasselndem Trab durch das noch schlafende Dorf. Einwände von Siebenschläfern hörten die Lausbuben nicht, fuhren sie doch ‹wie aus einer Kanone geschossen›.

«Wenn abgeladen war, mussten wir in die Werkstatt, um das Abfall-Leder der ganzen Woche zu sortieren und zu erlesen, wie uns der Vetter gelehrt. Wenn alles in Ordnung und die Boutique sauber gewischt, musste ich noch sämtliche Schuhe vom Vetter und der Base putzen und wichsen.» Man war zufrieden mit dem Lehrbub, und so erhielt er denn für die letzten zwei Monate seines Lehrjahres sogar einen Wochenlohn von zwei Franken.

Ausblick

Nach der Lehre arbeitete Friedrich in der Werkstatt seines Grossonkels weiter. Dieser begann bald, wie versprochen, den Verwandten zu fördern. Sie besuchten gemeinsam Ledermessen und Kunden, Friedrich sammelte Erfahrungen im Ein- und Verkauf und wurde gründlich in die Branche eingeführt.

1877 machte er sich selbständig. Sein Grossonkel stellte ihm 1000 Franken als Anfangskapital zur Verfügung, lieh ihm das Geld zum Ankauf einer Nähmaschine und verkaufte ihm Leder und Filz für die Herstellung der ersten Holzschuhe. «Wir verkehrten täglich miteinander. Er hatte Freude an meinem Schaffen.»

Das war der Start zu einem der bedeutendsten schweizerischen Unternehmen der Branche, der Schuhfabrik Hug.

Quellenangaben

Lebenslauf von Friedrich Hug, 21. 7. 1854–29. 11. 1934, nach handschriftlichen Aufzeichnungen Januar 1924 bis Januar 1931 (Privatbesitz).
Gemeinderatsprotokolle Thunstetten 1862–1868 (Gemeindearchiv Thunstetten).